



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 72.

Samstag, 24. März

1928.

(19. Fortsetzung.)

Der Reiter und die Frau.

Von Walter von Nummel.

(Nachdruck verboten.)

Einige Tage trug sie das allein mit sich herum. Ried bemerkte kaum etwas. Nur wie eine leichte Wolke, die sich über die Sonne legt, spannte sich ein Schleier über ihr Glück. Stimmungen, dachte er, wenn er sie nachdenklich fand, wenn sie mit ihren Gedanken abwesend war, Stimmungen, wie sie jede Frau durchzumachen hat. Aber immer schwerer ließen diese sich verschlucken, mehr und mehr schien sie das Lachen verlernen zu wollen.

„Was hast du nur, Marie Rose?“ fragte er unvermittelt eines Tages.

Sie beichtete.

„Dacht' ich es mir doch“, erwiderte er. „Ist ja auch gar nicht anders möglich. Der Ideenkreis, in dem du groß geworden, legt sich wie ein Eisenring um dich. Wir wollen ihn durchfeilen.“

„Wirßt du das können?“

„Wir wollen's versuchen. Nun sag' fürs erste, hast du denn Héricourt gegenüber Gewissensbisse?“

„Nein — ihm gegenüber nicht“, erwiderte sie rasch und freimütig. „Ich habe ihm nach dem Anschlag auf dich — du hast den Brief selbst besorgen lassen — offen und ehrlich abgeschrieben, hab' ihm gesagt, daß ich unsere Ehe als gelöst betrachte. Ihm gegenüber habe ich weder Reue noch Zweifel.“

„Wem gegenüber dann?“

„Niemandem. Aber vor der Welt und dem Geseze bleibe ich seine Frau, bin es noch heute.“

„Welt und Gesez. Da sitzt der Widerhaken, den ich dir lösen möchte. Bist zurück in die große Welt, in der du in Frankreich und Paris gelebt hast. Kannst du nicht die Ehen, die du dort sahst, die wirklichen Ehen im Sinne des Gesezes und Rechtes, an den Fingern einer Hand herunterzählen? Man blieb beisammen, weil man durch das Gesez zusammengeschweißt war, rächte sich aber an diesem Gesez und sündigte lachend Tag für Tag dagegen.“

In anderen Ländern mit anderem Rechte ist ein Auseinandergehen, ist ein neuer Lebensbund möglich. Da siehst du schon, wie verschieden die Dinge gehandhabt und beurteilt werden. Im Bernischen schon anders als drüben im Freiburgischen.“

„Aber in unserem Falle steht eben alles gegen uns.“

„Was denn? Doch wiederum nur das Gesez eines Landes, eines kleinen Teiles unseres Landes.“

„Und die ganze öffentliche Meinung dazu.“

„Du große Rousseau-Jüngerin! Predigt dein Freund nicht, man solle nur mit seinen eigenen Augen sehen, mit dem eigenen Herzen fühlen, sich nicht beeinflussen lassen durch die Meinungen der Menschen, vor keiner Autorität sich beugen als vor der seiner eigenen Vernunft?“

„Gut — aber sag', wie denkst du dir nun die Zukunft in den engen Verhältnissen unseres Landes? Es wird für uns beide nicht immer leicht sein.“

„Daran ist auch schon gedacht, dies alles möchte ich dir gerne ersparen.“

„Wie kannst du das?“

„In der ersten Stunde unseres Wiedersehens sprach ich von einem Plane, den ich hatte.“

„Du sagtest, du wolltest über das große Wasser.“

„Richtig. Und das will ich noch.“

„Dann werden wir also unser Glück mit dem Preise unserer Heimat bezahlen müssen.“ Bedrückt sprach sie das vor sich hin.

„Dünkt dich der Kaufpreis zu hoch?“

„Nicht zu hoch, aber er dünkt mich nicht gering.“

„Betracht' ihn als ein Opfer, das du bringst, eine Sühne dafür, daß wir die Geseze der Heimat nicht heilig halten konnten, nimm das als eine Abschlagszahlung an unser Glück hin.“ —

Marie Rose stand die nächsten Tage stark unter der Nachwirkung dieses Gespräches. Sie war mit allen Wurzeln ihres Wesens hier verwachsen. Sie brauchte Zeit, brauchte Kraft und Mut, um sie zu lockern. Sie beneidete Ried, der das schon hinter sich hatte. Er hatte so viele Jahre anderwärts verbracht, ihm fiel der Abschied nicht mehr so schwer wie ihr. Aber endlich rang sie sich durch. Mit dem Tage, wo sie so weit war, wurde sie auch wieder fröhlich.

Ried erkannte, daß sie sich mit seinem Plane abgefunden. Sie stellte ab und zu eine Frage über das Land ihrer Zukunft. Ihre Gedanken lösten sich dabei langsam von dem Bisherigen ab und wanderten zu dem Neuen hinüber. Er begrüßte es freudig, daß sie die Brücke gefunden. Man wußte nicht, wie bald ihre Abschiedsstunde schon schlagen würde. Kam, was da wollte, er war marschbereit. Der Erlös aus dem Gute war an sicherer Stelle hinterlegt, einen Teil der Summe aber hatte er bereits bei sich, als Reisegeld und zum Unterhalt für die nächsten Jahre.

Am liebsten wäre er noch denselben Tag, wo er das Geld in die Hand bekommen, aufgebrochen. So lieb ihm die Insel geworden, so sehr er Marie Rose den Aufenthalt gönnte, so stark drängte es ihn vorwärts. Oft brannte ihm der Boden unter den Füßen, er war unruhig, wurde von Befürchtungen heimgesucht. Er redete sie sich aus dem Kopfe. Es war gelungen, seine und Marie Rosens Spuren zu verwischen. Nachdem die Entdeckung ihrer Flucht nicht sofort geglückt, war es unwahrscheinlich, daß sie Herrn von Héricourt noch verfolgen würde, aber ein gewisses Unbehagen blieb. Wenn er jedoch mit Marie Rose vom baldigen Aufbruch reden wollte, schüttelte sie eigensinnig die Loden. Beharrte er bei seinen Vorschlägen, schloß sie ihm lachend mit der Hand den Mund.

„Bevor ich leichtfertig da hinüberjogle, möchte ich doch noch Genaueres hören. Bis jetzt scheint es mir eine richtige Abenteuerfahrt zu werden. Was willst du da drüben eigentlich beginnen? Willst du wieder Soldat werden und mich an der Küste oder in irgendeinem Fort Jahr und Tag allein sitzen lassen?“

„Soldat — ja, wenn es sich gibt und so sein soll.“

„Wie habe ich das zu verstehen?“

„Falls irgendeine Sache, um die es schade wäre, wenn sie zugrunde ginge, auf dem Spiele steht und mich begeistert, dann ziehe ich gerne den Degen für sie. Aber als Beruf will ich das Soldatenhandwerk nicht mehr wählen. Hab' Böses und Trauriges aenuo in

diesen sieben Feldzugsjahren gesehen. Das macht mit der Zeit beträchtlich, man bekommt höchst feyerliche Gedanken in seinen Kopf."

"So bist du gegen jeden Krieg?"

"Ja. Man möchte den Krieg ganz verbieten, allen Kaisern und Königen, Fürsten und Republiken ihn für immer untersagen, man möchte den ewigen Frieden in alle Ewigkeit fest statuieren. Doch freilich, bis die Völker einmal so klug werden, sich friedlich zu vertragen, da zieht noch manch Jahrhundert über die Erde dahin."

"Aber, lieber Albrecht, wenn du nicht wieder Soldat sein willst und kannst, welche andere Kunst außer der des Krieges verstehst du denn noch?"

"Nate."

"Nicht viele."

"Richtig — war auch nicht schwer zu raten, liebste Marie Rose."

"Keine."

"Wieder zu wenig. So höre denn. Was man in seiner Jugend getrieben, bleibt haften. Und bis zu meinem siebenzehnten Jahre habe ich mich in der Wirtschaft meines Vaters fleißig umgetan, war viel mit den Knechten im Feld und im Wald, hab' immer mit Pferden, Ochsen und Kühen und dem übrigen Getier mich gerne befaßt, hab' auch im Kriege, wohin ich kam, mich für all dies interessiert, hab' selbst da verschiedenes dazugelernt. Auch jetzt siehst du ja, daß ich bei Gabriel Engel meine Kenntnisse auffrische und ihm emsig dies und jenes absehe."

"Dann willst du also Landwirt werden?"

"Was würdest du dazu sagen?"

"Einverstanden Albrecht, ganz einverstanden. Die Landwirtschaft ist der vornehmste Beruf des Menschen", dozierte sie lächelnd aus dem „Emil“ ihm vor, „das Beste, was der Mensch nur tun, die ehrlichste, nützlichste und folglich auch ehrenvollste Tätigkeit, die er ausüben kann. Und dann bitte ich dich um ein weiteres Geschenk aus dem „Emil“, um ein kleines, ländliches Haus am Abhang einer schönen, schattigen freundlichen Hügelkette, ein weißes Haus mit grünen Läden."

"Ist schon gewährt. Laß uns da drüben klein und bescheiden beginnen. Dann wahren wir uns von allem Anfang an ein großes Gut, die Freiheit."

Es war fast, als ob die beiden bereits auf der Petersinsel sich für ihre neue Welt vorbereiten wollten. Sie bestreben sich nach Kräften, sich so einfach zu geben, als es ihnen nur möglich war, in Kleidung und Anzug; aber auch im Verkehr mit den Pächtersleuten, dem Knechte, den Gästen, die jetzt manchmal sich für einige Stunden einstellten, setzten sie ihren Stolz darein, Mensch unter Menschen zu sein. Das ohnehin einfache Mahl im Pächtershaus ward oft noch einfacher gestaltet. Man ließ sich kurzerhand unter einem Baum am Strande oder irgendwo im Walde nieder, briet einen Hecht oder sonstigen Fisch am Stecken über einem Kohlenfeuer, bediente sich selbst und war guter Dinge. Gertrud und Kirchberg waren immer zu solchen Ausflügen zu haben. Ebenso Therese. Aber auch die Pächtersleute und der Knecht schlugen sich nicht selten dazu. Man versuchte sich auch im Barfußgehen. Als dieses bis an den Seestrand ausgedehnt wurde, stellte man fest, daß das Wasser schon ganz sommerlich warm geworden war. Noch an demselben Tage begannen lange Badefeste — kurz, man hatte nicht einen Tag Langeweile auf der stillen Insel.

In diese Stille plägte ein Schreiben. Kirchberg war für einen Tag in Neuenburg gewesen und dort dem Gouverneur in den Weg gelaufen; dieser hatte ihn zu sich gebeten und ihn nach Rieds derzeitigem Aufenthalt gefragt. Kirchberg hatte vorgegeben, ihn nicht zu wissen. „Ried ist Ihr Freund“, hatte der Gouverneur geantwortet. „Es ist selbstverständlich, ist ehrenwert von Ihnen, daß Sie ihn nicht verraten. So bringen Sie ihm einen Brief von mir, den ich in Ihrem Gasthose abgeben lassen werde."

Rittmeister von Ried wurde in diesem Briefe aufgefordert und ihm wohlmeinend der gute Rat erteilt, Frau von Héricourt zur Vermeidung von unangenehmen Weiterungen und Nachspielen für ihn und belagte Frau von Héricourt ehestens zu ihrem Manne zu-

rückbringen zu lassen. Versäume er das zu tun, so gewärtige er, daß von den hierzu ermächtigten Ämtern, die seinem Aufenthalte auf der Insel zu bewegen, maßregeln eingeschritten würde.

Ried gab Marie Rose vorläufig keine Kenntnis von diesem Briefe. Ein neuerlicher Versuch, sie zum baldigen freiwilligen Verlassen der Insel zu bewegen, mißlang wie die früheren. —

Am Morgen, nachdem er diesen Brief erhalten, stand Ried am Fenster und sah über das taufrische Gras zum See hinunter. Auf dem Wege, der vom See herauf führte, entdeckte er unter den Pappeln plötzlich vier Herren. Langsam, manchmal stehen bleibend, kamen sie daher und parlierten laut Französisch. Nun erkannte Ried den ersten von ihnen im blauen Samtrod. Es war Héricourt.

Höchste Gefahr. Alle seine Sinne schärften sich. „Héricourt!“ rief er in das Zimmer zurück. Marie Rose erblickte und blieb regungslos stehen.

„Rasch!“ Er riß die Bodenluke auf, durch die Roussseau seinen unwillkommenen Gästen entkommen war. „Rasch da hinunter, die Kammer unten verriegelt und die Vorhänge zu!“ Er half ihr die steilen Stufen hinab. „Gut so und nun hinunter mit allem, was dein ist.“ Marie Rosés Röcke und Kleider, Hemden, Strümpfe und Schuhe wirbelten durcheinander die Falltüre hinab. Ein Ruck klemmte sich. Ein Tritt von Rieds Fuß, und auch er kollerte hinunter. Nun noch die Koffer. Schon flog die Bodentlappe dröhnend zu, und Ried stürzte aus dem Zimmer auf den Gang. Im Hofe standen Kirchberg und Therese. Er winkte beide eilig herauf. Therese schob er kurzerhand ins nächste Zimmer. „Schließ Sie sich ein, Héricourt ist hier. — Du, Kirchberg“, wandte er sich an diesen, „geh' ihnen entgegen; sag' daß Marie Rose gestern abgereist. Wir haben sie selbst im Boot nach Nidau gebracht. Von dort ist sie zur Schwester ihres Vaters. — Ich bin auf meinem Zimmer zu treffen.“ Er sprang zurück und erreicht die Türe in dem Augenblick, wo Héricourt mit seinen Begleitern in den Hof trat. Ried sah sich in dem Raume nochmals um und nickte befriedigt. Da entdeckte er an einem Nagel Marie Rosés großen Strohhut. Er riß ihn von der Wand weg, warf die Luke nochmals auf und ließ ihn hinabgleiten. Den „Emil“ und die „Nouvelle Héloïse“, die auf dem Tische lagen, warf er ebenfalls in die Kammer hinab. „Da hast du Lektüre, unsere Aussprache wird wohl bis Mittag dauern. Aber vorher packe schön und ordentlich deine Koffer. Wir reisen bald.“ Schon senkte sich die Falltüre wieder zu. Rasch warf Ried noch einen Teppich darauf.

(Schluß folgt)

Frühling im Ländchen.

Und blauer Himmel lacht die Erde an,
Die zwischen Egenstippen leicht zerfällt.
Der Acker stäubt, die Satersaat begann,
Mit der der Frühling seinen Einzug hält.
Am „tiefen Graben“ äugt ein blondes Ding,
Ob nicht ein Vögelchen schon sich zeigen will,
Auf kahler Flur ein lichter Schmetterling,
Ein wunderlichstes erstes Lenzidyll.

G. A.

Gottes Segen.*)

Von Gustav Salm (Köln).

„Da“, sagt der Adlerwirt und schmunzelt mich an, „da schau's, Herr Landsmann? Ja, die Buben, die Buben! Aber zu erzählen ist davon, wenn's dem Herrn beliebt! — Eins vom Frischen, Therese, daß mir der Herr nicht davon laßt, wenn ich's vorbrings, wie mir halt der Schnabel gewachsen ist. So ein Stücker zehn, zwölf Jahre ist's her, ich kenn' mich nicht aus, was verschlägt's auch? — da kommt mir die Annetathrin — 's ist meine Frau, Herr, alles in Ehren, Herr — kommt mir die Annetathrin ins Kinn."

*) Diese Arbeit wurde im Kurzgeschichtenpreiswettbewerb von Reclams Universum unter mehr als 2800 Einsendungen mit dem fünften Preis ausgezeichnet.

zu liegen, und 's ging grausam hart her alleweil. Wir sind's nicht gewohnt, wir Mannsleut', will uns nicht in den Kopf, daß was geschieht, und uns zut's in allen Gliedern und wir können nicht helfen. Muß aber getragen sein, und geht ja auch vorüber, wie alles. Schön also. Die Frau ist in der Stuben gelegen, die Wehmutter hat euch ein Geschäft mit Tüchern und Geschirr und trinkt ihren Kaffee dabei und betet unter der Weil laut, unseins sitzt nebedran und knack mit den Gelenken und laut sich den Schnurrbart und trommelt wohl mal einen Marsch vor sich hin, daß man nicht laut aufheulen muß, wenn's das junge Weib da drin überkommt und man mit ihr vergehn möcht' vor Weh, — da also, — grad, wie ich sag' „Unser täglich Brot gib uns heute“ — grad da tut sich die Tür auf und die Weise Frau tritt herein, macht ein Gesicht wie die Kat' im Mat, legt mir ein Bündel in die Arme, ich blick' hin, schlag' der Donner drein, ein Jung' ist's, ein Prachtferl, und rot wie ein Krebs! „Hurra!“ schrei' ich und will in die Stuben, aber sie wehrt mir, ich leg' ihr das Kind in die Hände und bescheid' mich in Gottsnamen, wie sie 's hinaus trägt, und warte wieder und Pfeif' mir derweilen den „Alten Dessauer“, — Gotts Donner! — da tut sie wieder auf und gibt mir den Bengel noch einmal her, den Stammhalter, und ich knall' ihm einen Kuß auf die Stirn und will rufen, fragen, — da winkt sie, still muß ich sein, — ich, ich still, wo's doch da drinnen tobt und gärt und heraus will, wie der Most aus dem Faß, — holla, Theres', schenk' dem Herrn noch eins ein, er fällt mir vom Stuhl sonst! — Also: Ich geb' ihr das Kind zurück, sie trägt's wieder in die Kammer, ich tret' auf den linken Fuß, tret' auf den rechten Fuß, ruf' mir den Schnauzbart rückwärts halber von der Lippen weg, — weik der Satan, da bringt sie mir zum drittenmal den Jungen herein! — „Weißt!“ sag' ich, „wilst du...“ — „Wist!“ sagt sie und legt den Finger auf den Mund. „Sa“, denk ich, „wenn die Weibsen gar schweigen, da mußt erst recht stille sein.“ — „Schon aut“, sag' ich, „aber laß Sie's nun gar sein!“ Sie laßt und trägt das Kind fort, ich werf' mich behaglich in den Stuhl und sinnier' noch eben: Nennen wir's Pantraz, Sebastian oder Matthias — da geht wahrhaftigen Gott wieder die Tür auf, und das Weib laßt mich an und hält wieder das Kind auf den Armen, — und —: „Ein Staatsjunge“ sag' ich, aber da sprudelt sie mich an und ruft: „Ja, seht Ihr nicht, Wirt, daß es ein Madel ist? — „Sol's der und jener!“ ruf' ich und vergaß Weib und Kind, — „s ist des Teufels eine Dirm!“ — und schlag' auf den Tisch, — „aber ich hab's doch mit Leibesaugen gesehn, ein Bub war's, Here! Vertauscht hast du ihn!“

Und ich — zehn Pferde hätten mich nicht gehalten — ich hinein und ans Bett — und wieder zurück und dir die Augen aufgesperrt und die Nase dazu, — der Schlag soll mich treffen! — was meint Ihr? — liegt da mein Weib und laßt mich an — und liegen sein sauber, sauber aufgereiht wie die Semmeln in einer Zeil', — drei, sage und schreibe drei Buben, einer Krebsrot und strohblond wie der andere, — und steht dir die Kindsfrau mit einem Gesicht wie der Vollmond und hat noch das Madel im Arm, — und: „Wier!“ ruft meine Frau, die Annelathrin, — und ich: „Weißt du so tapfer warst!“ und geb' ihr einen Kuß vor dem fremden Weibstüß, wie all' mein' Tag' nicht — und: „Hurra!“ schrei' ich — „Keine Wahl, keine Qual! Ein Pantraz ist da und ein Sebastian und ein Matthias dazu — und eine kleine Annelathrin haben wir obendrein! Und das soll uns mal einer nachmachen, Herr! Aber zum täglichen Brot möcht' ich's halt doch nicht so haben, alleweil!“

Klatisch.

Von Marie Hebe.

Dreizehn Jahre war sie die Einzige. Da plötzlich — für Annemarie war es von heute auf morgen — zwischerte eine fremde, neue Stimme im Hause. Ein Brüderrchen war gekommen mit einem greisenhaften Gesichtchen auf einem zogen, kleinen Körper. Wie vor einem Wunder, ergriffen und lautlos, stand Annemarie vor dem winzigen Menschen. Kinderfelig glitzerte es in ihren Augen, wenn sie bei der Ausfahrt an der Seite des Wagens schritt. Nur eines fiel ihr von Tag zu Tag mehr auf: das Verstummen, geheimnisvolle Tuscheln der Leute in der Nachbarschaft, der eigenhümliche Tonfall, mit dem sie alle jetzt mit ihr sprachen. Fast etwas wie Mitleid lag darin. Was die nur alle hatten?!

Annemarie erawana eine Begegnung mit einer der Klüsternden.

„Wie geht es dir denn jetzt?“ erkundigte die sich, und ihre Stimme balancierte sofort wieder auf der unnatür-

lichen Höhe. „Spürst du es am Ende schon, daß ein Brüderrchen gekommen ist? ... Jetzt werden sie sich wohl weniger um dich kümmern als früher!“

Annemarie schwieg. Ja, war es denn nicht selbstverständlich, daß der kleine, süße, hilflose Friedel viel Zeit zur Pflege brauchte?

„Wer hätte es aber auch gedacht, daß nach so langer Kinderkostet noch ein Zweiglein kommen könnte, ein Kind!“

„Ja, ich war doch schon da“, meinte Annemarie und konnte nicht begreifen, weshalb es ihr plötzlich so heiß aufstieg.

„Ein eigenes Kind ist aber doch schließlich doch etwas anderes als ein angenommenes! Du wirst es schon noch merken“, stichelte die Frau weiter.

Erschrocken und sprachlos stand Annemarie: Sie sollte nicht das Kind ihrer Eltern sein? Dunkel zog es ihr vor den Augen auf.

„Ah, mir scheint, daß man es dir verheimlicht hat!“ Die fremde Frau streichelte sie über den Kopf, dann ging sie beiseit.

Unfähig eines Schrittes, einer Bewegung, blieb Annemarie noch sekundenlang auf demselben Platze stehen: Wenn die Frau wirklich die Wahrheit gesagt hatte...? Wie verfolgt, gejaagt von furchtbaren Zweifeln rannte sie heim. Wie noch nie sehnste sie sich nach Mutters Arm, nach des Vaters streichelnden Händen.

Als Annemarie eintrat, blaß, mit fieberigen Lippen, war die Mutter gerade feierlich über den Kleinen gebeugt. Lebend, voll Erwartung stand Annemarie: Ja, sah sie die Mutter heute nicht? Fühlte sie nicht ihre Nähe? Sie räusperte leicht. Die Mutter merkte wirklich nichts von ihrer Anwesenheit, rief sie nicht, nahm den Kleinen an die Brust und küßte ihn. Verwundet stürzte Annemarie hinaus, mit wankenden Knien.

Sie lief zum Vater. Der saß am Schreibtisch und arbeitete. Wie hingeklebt lehnte Annemarie am Türpfosten und wartete, daß ihr das kleine Herz schmerzte. Auch der Vater sah sie nicht, rief sie nicht! Todmüde schlich sie weg, in ihr Zimmer.

Ganz verstört saß sie abends bei Tisch, nahm fast nichts von den Speisen, trank nichts — und niemand bemerkte es. Annemarie wunderte sich aber nicht: Was lag denn daran, ob es dem angenommenen Kinde schmeckte!

Wunde Ränder weinte sich Annemarie in der Nacht. Hitze schüttelte sie, Frost zog sie wieder zusammen. Sie wußte, daß es Fieber war, und freute sich. Vielleicht wurde sie krank, schwer krank, konnte sterben! Ruhig und glücklich war sie bei dem Gedanken ans Sterben. Denn dann war es vorbei mit dem Warten, Leiden, Quälen.

Der Morgen kam; Annemarie lebte noch immer, lebte trotz ihres unendlichen Wehs weiter. Mit rastlosen Augen belauerte sie alles, was dem Kleinen geschah. Mit trotzigem Herzen empfand sie alles, was man vergaß, ihr zu tun. Verbittert wurde sie allmählich, gehässig und bössartig, und als der Vater einmal, als sie es zu weit trieb mit ihrer störrischen Art, die Hand zum Schläge gegen sie erhob, da brüllte sie gerade hinaus. „Ich weiß alles“, schrie sie, „ich bin anderer Leute Kind. Man hat es mir schon gesagt.“ Dann warf sie sich ausschlagend auf den Tisch.

Hans Flögens Arm fiel nieder. Er starrte Annemarie an — und jetzt erst fiel ihm auf, wie schmal das Kind in der letzten Zeit geworden war, wie es in dem spitzen Gesichtchen zuckte. Er wollte sie an sich ziehen, aber sie wehrte sich dagegen.

„Annemarie!“ sagte er weich, ganz dicht neben ihr.

„Führe mich zu meinen Eltern!“ bat sie erschüttert. „Ich will meinen Vater, meine Mutter sehen!“ stotterte sie mit dünner, vertränter Stimme.

Da nahm sie Hans Flögen bei der Hand und schritt mit ihr vor einen langen Spiegel, setzte sich auf einen Stuhl und zwang Annemarie auf seinen Schoß.

„Siehst du deine sonnenblonden Haare da drinnen?“ fragte er flüsternd und legte ganz langsam seinen blonden Kopf an den ihren. „Siehst du die blauen Augen da drinnen? Deine blauen Augen... meine... meines Vaters Augen?“

Da kamen in verlegener Schen zwei weiche runde Arme über seine Schultern heraufgetrocken an seinen Hals und zwei Tränen, die am Zerplatzen waren, sprangen aus glücksvollen Augen und ein zudender hellroter Kindermund formte abtittend, gläubig — träumte das Wort: „Vater!“



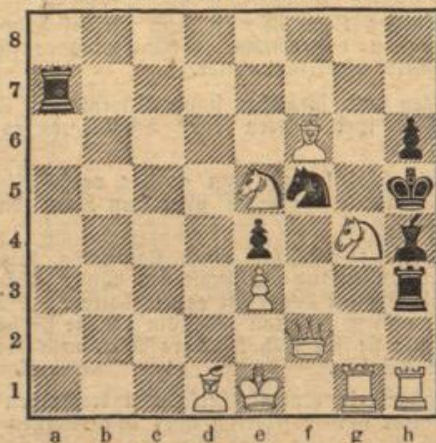
Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 28. A. Mari, Genua.

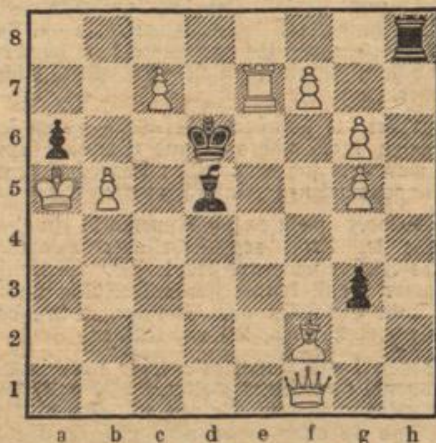
Erster Preis eines russischen Turniers.



Weiß: Ke1, Df2, Tg1, h1, Ld1, f6, Se5, g4, Be3.
Schwarz: Kh5, Lh4, Ta7, h3, Sf5, Be4, h6.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 29. St. Treala, Brünn.



Weiß: Ka5, Df1, Te7, Lf2, Bb5, c7, f7, g5, g6.
Schwarz: Kd6, Th8, Ld5, Ba6, g3.

Matt in 2 Zügen.

Ein Damen-Turnier in Ems.

Der Mittelrheinische Schachbund beabsichtigt während seines bevorstehenden Kongresses auch ein Damen-Turnier zu veranstalten, wenn sich dazu die erforderliche Anzahl Teilnehmerinnen meldet. Da das Schachspiel in den letzten Jahren bedeutend zugenommen hat, läßt sich erwarten, daß das königliche Spiel heute auch viele weibliche Anhänger zählt. Es ist daher wohl sicher, daß das Damen-Turnier in Ems zu stande kommt. Auch der Weltbund plant bei Gelegenheit seiner diesjährigen Tagung in Amsterdam ein Turnier um die Damen-Weltmeisterschaft zum erstenmal ins Leben zu rufen. Soweit die Chronik reicht, war der erste Wettkampf, der regelrecht mit Schachuhren und mit Aufschreiben der Züge abgehalten wurde, das internationale Damen-Turnier zu London in der Zeit vom 23. Juni bis 3. Juli 1897. Zwanzig Spielerinnen, die sich aus Damen aus Deutschland, England, Frankreich und Belgien, sowie selbst aus den Vereinigten Staaten von Amerika zusammensetzten, nahmen daran teil. Den ersten Preis von Mk. 1200 gewann die Engländerin Miß Rudge mit 18½ Gewinnpunkten (ohne Verlustpartie). Ein Sonder-

preis für das hübscheste Matt wurde der amerikanischen Miß Forbes für den nachstehenden Parteschluß zuerkannt. Weiß (Miß Forbes): Kg1, De2, Td1 u. f1, Lc4 u. e3, Sb3, Ba2, b2, c3, f2, g2, h2. Schwarz: Ke8, Dc6, Ta8 u. h8, Ld7, Se4 u. e7, Ba7, b7, c7, f5, g6 u. h7. Das Spiel nahm folgenden Verlauf: 19. Sa5—Da4, 20. b4—S×c3, 21. Dd2—S×d1, 22. T×d1—0-0-0, 23. Tc1—b6, 24. Dc3—Kb8, 25. La6—Sd5, 26. Dc4—c6, 27. Lf4+—Sc7, 28. Lc7+—K×c7, 29. Df4#. Bezüglich der Spielweise, schreibt ein damaliger Kritiker, darf natürlich kein allzuhoher Maßstab angelegt werden, da selbstredend tiefangelegte Kombinationen dem weiblichen Charakter weniger eigen sind. Vielfache Versehen sind auf die Ungewohnheit des Spielens mit Uhren und des Aufschreibens der Züge usw. zurückzuführen, sowie auf das Konto der Raschheit zu setzen, mit der die meisten Partien sich abwickelten. — In dem Wettkampf um die Damen-Meisterschaft Hamburgs, der kürzlich stattfand, gewann Fräulein Henschel den Titel für das Jahr 1928 nach Stichwahl mit Frau Mittelman, die beide 5½ Gewinnpunkte erzielten.

Partie Nr. 3. Läuferspiel, gespielt in dem internationalen Damen-Turnier zu London im Juni 1897.

Weiß: Sign. Fagan, Schwarz: Miß Thorold.

1. e4—e5, 2. Lc4—c5, 3. b4—Lb6, 4. Sf3—d6, 5. c3—Sf6, 6. d3—Lg4, 7. h3—Lh5, 8. g4—Lg6, 9. Lg5—h6, 10. Lh4—Dd7, 11. a4—a6, 12. Sd2—Sc6, 13. Sb3—d5, 14. e×d5—S×d5, 15. Dd2—Sf4, 16. 0-0-0. Ein kühner Zug angesichts der vorgeschobenen Bauern. 16. ... Sg2?, 17. Lg3—f6, 18. Tg1—Sf4, 19. L×f4—e×f4, 20. Tgel+—Kf8, 21. d4. Weiß führt nunmehr den Angriff in umsichtigster Weise durch. 21. ... Lf7, 22. d5—Se7, 23. a5—La7, 24. Te2!—b5, 25. a×b6—c×b6?, 26. d6—Sg6, 27. L×f7—K×f7, 28. Dd5+—Kf8, 29. D×a8+—Kf7, 30. Dd5+—Kf8, 31. Tdel#. Aufgegeben.

Lösungen: Nr. 22. 1. Dc6—b×c6, 2. Sa3. 1. ... T×h8, 2. Dc1. 1. ... d2, 2. T×b4+. 1. ... Ta2 oder e1D, 2. Dc1. Nr. 23. 1. Dc1—K×e7, 2. Lf6+. 1. ... K×d5, 2. Ld4. 1. ... f6, 2. Te7. — Angegeben von S. Gradstein.



Rätsel



Geographisches Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10	Stadt in Kärnten,
10 9 5 8 5 6	Stadt in Sachsen,
7 9 3 6 1 7 8 9 10	Stadt in Hessen-Nassau,
4 5 9 3	Stadt in Thüringen,
4 5 6 7	Stadt in der Schweiz,
5 9 7 8 9 10	Stadt in Thüringen,
4 5 6 10	Stadt in Holland,
4 5 6 8 3	Stadt in Italien,
8 6 4 3 9 6	Land in Europa,
7 8 9 1 3	Paß in der Schweiz.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: baum, bel, ber, chä, christ, e, o, o, fan, i, im, in, is, koi, lam, le, leuch, lev, li, ne, neuz, ost, per, rist, sar, sche, see, st, son, te, te, ten, ter, ter, ti, tich, tin, tro, us, vet, wet sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. (ch = ein Buchstabe.)

Die Wörter bedeuten: 1. Naturscheinung, 2. europäisches Binnenmeer, 3. Verwandter, 4. Religion, 5. Baum, 6. Gartenblum, 7. Insekt, 8. Nebenfluß der Donau, 9. christliches Symbol, 10. Versfuß, 11. Soldat, 12. Papageienart, 13. Schreibflüssigkeit, 14. Frechheit, 15. Himmelskörper.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 66.

Bilderrätsel: Schnell wie der Wind dreht sich das Glück. Sonderbar: Gries, Gram, Griesgram. — Dreisilbiges Wort: Perle, Berg, Perleberg.

Richtige Lösungen sandten ein: Heinrich Dienstbach u. Alois Lubinsky aus Wiesbaden; Hilde Häupler aus Sonnenberg; Otto Frickel aus Hahn i. T.; Lisel Erhardt aus Mainz.